Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 75 (1966)
Heft: 8

Artikel: Zehn Jahre später...
Autor: Tschanz, Esther
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-975181

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

somit vom Roten Kreuz gefordert wird, ist der bewusste Einsatz seiner «Menschlichkeit» für den Frieden; das Rote Kreuz ist aufgerufen, die ethischen, moralischen Grundlagen des Friedens mitzuschaffen und zu stärken. In diesem Sinne ist die Devise *per humanitatem ad pacem* zu verstehen, welche die Liga der Rotkreuzgesellschaften 1961 angenommen hat.

Das Thema «Rotes Kreuz und Friede» ist seit den Anfängen der Bewegung immer wieder aufgeworfen und erörtert worden. Heute besteht Uebereinstimmung, dass das Rote Kreuz dem Frieden dienen muss und dienen kann, ja dass der letzte Sinn seiner Arbeit auf nationaler und internationaler Ebene in der Befriedung der Beziehungen zwischen Menschen und Völkern liegt. Wo Friede herrscht, kann sich der Mensch in Freiheit und Würde entfalten, kann die Menschlichkeit wachsen und gedeihen und können die Leiden der Menschen begrenzt und gemildert werden. *Der Friede ist die Erfüllung des Rotkreuzgedankens.*

Das Buch «Rotes Kreuz, Werden - Gestalt - Wirken» von Hans Haug erscheint anfangs Dezember 1966 im Verlag Hans Huber, Bern und Stuttgart. Es umfasst 221 Seiten und 24 Abbildungen. Der Buchhandelspreis beträgt Fr. 19.80.
Die Sektionen und Hilfsorganisationen des Schweizerischen Roten Kreuzes sowie die von ihm anerkannten Schulen können das Werk zum Spezialpreis von Fr. 12.— durch das Zentralsekretariat des Schweizerischen Roten Kreuzes beziehen.

Zehn Jahre später...

Esther Tschanz

Am 23. Oktober 1956 brach in Ungarn offener Widerstand gegen das Regime aus, der nach anfänglichem Erfolg innerhalb von zwei, drei Wochen niedergeschlagen wurde. In der Folge der Ereignisse flüchteten fast 200 000 Menschen aus der Heimat, von denen allerdings etwa 13 500 später wieder nach Ungarn zurückkehrten. In den ersten zwei Monaten überfluteten 175 000 Ungaren Oesterreichs Grenze, zeitweise betrug der Zustrom täglich 6000 Flüchtlinge! Von Mitte November 1956 bis Mitte Februar 1957 beherbergte Oesterreich 60 000 bis 90 000 Flüchtlinge — dies zu den 114 000 Flüchtlingen und «Displaced Persons», die während des Zweiten Weltkrieges nach Oesterreich gekommen und unter dem Schutze der Vereinigten Nationen im Lande verblieben waren, zu einem grossen Teil in Lagern und Massenquartieren, wo sie seit Jahren darauf warteten, sich irgendwo im Westen eine neue Existenz aufbauen zu können.

Es war klar, dass Oesterreich nicht allein mit diesem Problem fertig werden konnte. Die Hauptsorge richtete sich darauf, den Flüchtlingen die Weiterreise nach anderen europäischen und überseeischen Staaten zu erwirken. Die Schweiz befand sich unter den ersten Ländern, welche die Einreisebewilligung für ein grösseres Kontingent erteilten. Diese Hilfe war für unser Nachbarland besonders wertvoll, weil sie, an keine Bedingungen gebunden und unbelastet von Formalitäten, sofortige Erleichterung brachte. Oesterreich liess ebenfalls unbesehen jeden ein, der auf seinem Boden Zuflucht suchte. Es waren Zehntausende, die ohne Hab und Gut, erschöpft und angstgejagt über seine Grenze drängten. Die bewegten Tage jener Zeit leben wieder auf, wenn wir in den Heften unserer Zeitschrift vom Winter 1956/57 blättern:

Sonntag, 28. Oktober 1956

Dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz gelang es, von Genf aus telefonisch mit dem Ungarischen Roten Kreuz in Verbindung zu treten, das bestätigte, dass Blutplasma, Medikamente und Lebensmittel für Tausende von Opfern dringend benötigt werden. Alle Vorkehrungen würden getroffen, dass vom Montag, 29. Oktober, an ein schweizerisches Flugzeug auf dem zivilen Flugplatz von Feri-Hegy in Budapest landen könne. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz ersuchte heute telefonisch das Schweizerische Rote Kreuz, alle notwendigen Verhandlungen aufzunehmen, um ein Swissair-Frachtflugzeug zu chartern, was an einem Sonn-

tag, an dem alle Büros geschlossen sind, keine kleine Sache war. Die mannigfaltigen Verhandlungen mit den Behörden, mit der Swissair, mit den Versicherungsgesellschaften waren erfolgreich, das Flugzeug wird morgen früh Kloten in Richtung Wien verlassen.
An diesem Sonntag arbeitete nicht nur unser Zentralsekretariat, um Verbandstoffe und Medikamente bereitzustellen, sondern seit gestern abend auch wieder eine Equipe des Blutspendedienstes, um nochmals 600 Packungen Human-Albumin sowie 200 Einheiten Plasma-Proteïn-Lösung zusammenzustellen; dieses ganze Material ist noch heute mit Flugzeugen der Swissair und der BEA nach Wien gebracht worden.

Freitag, 2. November 1956

Von Wien erhalten wir die Nachricht, dass die Hauptstrasse Wien–Budapest wegen der russischen Truppenbewegungen nicht mehr benützbar ist. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz werde versuchen, über einen südlichen Grenzübergang eine weitere Hilfskolonne mit so viel Ware als nur möglich nach Budapest zu senden. Im übrigen versuche es, den Militärflugplatz Budapest für Landungen der Rotkreuzflugzeuge freizubekommen; die deutsche Sanitätskolonne, die in Budapest arbeitet, hat Nachschub von Medikamenten und Verbandmaterial verlangt. Ein Delegierter wird heute versuchen, auch in der Provinz mit den zuständigen Stellen Fühlung zu nehmen, um die Erlaubnis zu erwirken, den ländlichen Ortschaften Medikamente und Lebensmittel zuführen zu können. Die ganze Hilfsaktion für Ungarn ist unglaublich erschwert und droht lahmgelegt zu werden. Angesichts dieser neuen Wendung bittet das Internationale Komitee vom Roten Kreuz, vorläufig alle Sendungen von Frischkonserven und verderblichen Lebensmitteln einzustellen.

Freitag, 9. November 1956

Mit fünfstündiger Verspätung ist heute um 14.30 Uhr der erste Sonderzug des Schweizerischen Roten Kreuzes mit 364 Flüchtlingen eingetroffen. Diese Flüchtlinge waren gestern noch in Traiskirchen. Was Traiskirchen ist, erzählt uns Dr. med. D. Kirchgraber:
«Auf halbem Weg zwischen Wien und der ungarischen Grenze liegt Traiskirchen; ein kleiner, ärmlicher Flekken, eine Bahnstation, ein Flüchtlingslager. Im Westen

die Höhen des Wiener Waldes, gleich hinter den Bahnschienen die Ebene, darüber ein schieferfarbener Himmel. Alles ein wenig verlassen, ohne Profil. Doch am Dorfausgang wartet die Ueberraschung, die seltsam kontrastiert zur Bescheidenheit des Ortes. Ein riesiger Bau dominiert hier in mächtiger Einsamkeit. Ein Kasernenkomplex, ein Lager des Elends und der Resignation. Hin und her, ein und aus gehen die vielen Menschen mit dem Rotkreuzzeichen. Dann die unermüdlichen Handwerker, die sich bemühen, die verlotterten Installationen zu verbessern. Und schliesslich die Ungarn. In der Kaserne drängen sich die Menschen zu Hunderten und warten auf den Transport. Greifbar, fast physisch grausam ist das unsägliche Elend zu spüren.»

Von der Ankunft in Buchs erzählt Fräulein Haag im «St.-Galler Tagblatt»:
«Nach fünfstündiger Verspätung, um 14.30 Uhr, fuhr der Zug mit den 364 Flüchtlingen, Männern, Frauen und Kindern, langsam ein. Die zum Empfang zahlreich erschienene Menge, darunter Delegationen des Schweizerischen Roten Kreuzes aus Bern und den verschiedenen kantonalen Sektionen sowie Presseleute aus der ganzen Schweiz, winkte zum Willkomm, und hinter den Wagenfenstern winkten still die Ungarn zurück. Ernste Gesichter schauten heraus, kaum ein Lächeln war zu entdecken. Man stand sich stumm gegenüber, und verkrampfte Mienen der Menschen auf dem Perron und hinter den Scheiben liessen die tiefe Bewegung erraten, die sowohl die Ankommenden wie die Bewillkommenden ergriffen hatte. Aus dem Lautsprecher ertönte die Stimme des Souschefs des Bahnhofes Buchs. In ungarischer Sprache hiess er die Flüchtlinge herzlich willkommen und gab ihnen — zur Beruhigung auf umlaufende Gerüchte — die Versicherung, dass die Familien und Angehörigen beisammenbleiben werden und der Aufenthalt in der Schweiz nicht als Transit zu betrachten sei.
Auf dem Gange zum Barackenlager beim Bahnhof zeigte es sich, wie armselig und mitgenommen diese Menschen, die sich vor dem russischen Einmarsch noch bis zur Grenze hatten retten können, aussahen. Mit kleinern oder grossen Bündeln kamen sie daher, ohne nach links und rechts zu sehen, verstört die Kinder, gelassen oder traurig die andern, und manches Gesicht war nass von Tränen. Kopftücher und Schals umhüllten die Gesichter der Frauen, und die Kinder waren gut verpackt gegen Kälte und Nässe. Mancher Vater trug ein Bündel im Arm, in welchem man ein kleines Kind vermutete, oder diese trippelten an der Hand von Vater und Mutter wie kleine Lämmchen irgendeinem schützenden Dach entgegen ...
Es war dunkel geworden, der weisse Halbmond stand längst über den Bergen, als die letzten Männer aus der Desinfektionsbaracke kamen, um sich den sie übernehmenden Rotkreuzsektionen zum Weitertransport anzuschliessen. Die einen fuhren mit Cars und Autos weiter. Die Bahn brachte sie ins Bündnerland, und eine Zürcher Abteilung fuhr nach Wildhaus, Direktor Bill vom Pestalozzidorf hatte Familien mit Kindern und gleich dazu eine Lehrerin und einen Lehrer nach Trogen bringen können, etwa 30 fuhren nach den hübsch gelegenen Toggenburger Heimen Ennetthur und Auboden, und diejenigen, welche Teufen, Pelagiberg und St. Gallen zugewiesen wurden, kamen erst nach 9 Uhr in St. Gallen an, wo sie aber 20 Autos des ACS am Bahnhof erwarteten und rasch in ihre neue, vorläufige Heimat brachten.
Es war für das Schweizerische Rote Kreuz und damit auch für unsere St.-Galler Sektionen keine Leichtigkeit und erforderte grosse Arbeit, innert kürzester Frist ein befriedigendes und den Ansprüchen von Familien mit Kindern genügendes Unterkommen zu organisieren; vielleicht erweist es sich in der Praxis, dass da und dort kleinere Aenderungen vorgenommen werden müssen, aber man darf überzeugt sein, dass die Flüchtlinge überall an Orten untergebracht sind, wo sie sich von ihren körperlichen Strapazen und seelischen Belastungen gut erholen können.»

Freitag, 16. November 1956

Der Fernschreiber verbindet uns fast stündlich mit unserer Delegation in Wien, und die eifrig von selbst schreibende Maschine vermittelt uns Wunsch um Wunsch, Meldung um Meldung:
Eine Feldküche mit Verpflegungsequipe wäre für ein Lager sehr erwünscht. — Senden Sie uns umgehend einen erstklassigen Fourier mit einem VW. Der Fourier sollte mitnehmen: Mannschaftskontrollen, 10 Dienstkassabücher, Telefonabrechnungsformulare. — Einsatz chirurgischer Equipen im Raum Ungarn in nächsten Tagen nicht möglich. — Medikamentenlager vorläufig genügend. — Heute Flüchtlingszug mit 445 Personen um 18.20 Uhr Westbahnhof Wien abgefahren; er umfasst 261 Männer, 97 Frauen, 38 Mädchen und 49 Knaben. — Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz und die Delegierten des Ungarischen Roten Kreuzes arbei-

ten heute nach eingehenden Besprechungen eine Vereinbarung aus.
Unsere Spenderequipe durfte heute 347 Angestellten der Swissair Blut entnehmen.
Auch heute rollten drei Eisenbahnwagen mit Kleidern, Bett- und Haushaltwäsche, Wolldecken, Stärkungs- und Lebensmitteln nach Wien.

Donnerstag, 20. Dezember 1956

Mit den Rotkreuztransporten sind bis heute 10 060 Flüchtlinge in die Schweiz eingereist. 4000 wurden in Heimen des Schweizerischen Roten Kreuzes untergebracht; von diesen sind bis heute 3500 eingegliedert. Weitere 6000 wurden in Kasernen untergebracht; auch diese Flüchtlinge sollen allmählich eingegliedert werden.
Dazu sind mit vielen Halbzügen des Rotkreuzspitalzuges 224 Kranke oder Verwundete mit 117 Angehörigen in unser Land eingereist; diese 341 ungarischen Flüchtlinge befinden sich in der Militärsanitätsanstalt Lenk und werden von der Abteilung für Sanität des Eidgenössischen Militärdepartementes betreut.

Schliesslich waren es über 12 800 Flüchtlinge, die in der Schweiz Aufnahme fanden. Etwa 2115 verliessen unser Land bald wieder. Am 15. Februar 1957, nachdem der grösste Teil der Eingereisten aus den Auffanglagern entlassen war und zum Teil Arbeit gefunden hatte, wurde die Betreuung der Flüchtlinge, die bis dahin Sache des Schweizerischen Roten Kreuzes und des Territorialdienstes gewesen war, verschiedenen schweizerischen Hilfswerken übertragen. Die Kinder bis zu 16 Jahren wurden und werden alle vom Schweizerischen Roten Kreuz betreut, das sie nach Ueberschreiten der Altersgrenze an das vom Flüchtling gewünschte Hilfswerk «abgibt». Heute enthält seine Kartei nur noch fünf Namen.
Es war für alle Flüchtlinge schwer, sich umzustellen. Für die Erwachsenen, die aus ihrem Beruf und Heim gerissen wurden und wieder von vorne beginnen mussten, die Mühe hatten, die neue Sprache aufzunehmen; für die Jungen, die, voller Energie und Enthusiasmus, zur Untätigkeit gezwungen waren und ohnmächtig dem Lauf der Dinge in ihrer Heimat zusehen mussten, welche die Befreiung aus dem Zwang und die Möglichkeiten eines reichen Landes erst einmal auskosten woll-

ten, und dabei mit dem nüchternen Sinn der Schweizer zusammenstiessen. Für die Kinder kann sich das Dilemma ergeben, dass sie praktisch als Schweizer aufwachsen, die Sprache des Gastlandes besser beherrschen als die Muttersprache, ihre neue Heimat lieben und doch ihre Nationalität nicht verleugnen möchten.

Wir haben ein wenig nachgeforscht, was aus einzelnen der vor zehn Jahren in der Schweiz aufgenommenen Ungaren geworden ist.
Von Erika wissen wir, dass sie als neunjähriges Mädchen mit ihrer Mutter in die Schweiz verschlagen wurde. Sie besuchte hier die Schulen, und da sie Talent zum Zeichnen und Dekorieren hatte, wurde ihr die Ausbildung als Dekorateurin ermöglicht. Sie ist glücklich bei dieser Arbeit und dankbar, dass ihr der Weg zur Selbständigkeit in der neuen Heimat, die sie lieb gewonnen hat, geebnet wurde.
Elisabeth, die aus einfachstem ländlichem Milieu stammt und in jenem Winter als etwa Sechzehnjährige bei uns eintraf, konnte keine Lehre machen, aber sie hat sich mit eiserner Energie, unter Anspannung aller Kräfte, ein Heim geschaffen. Mit einem Landsmann verheiratet, der als Magaziner arbeitet, und Mutter von zwei Kindern, hilft sie mitverdienen und ist daneben unermüdlich mit Stricken und Nähen für die Familie beschäftigt.

Es war immer wieder erstaunlich, welchen Lerneifer junge und ältere Ungaren zeigten; zum grössten Teil erwiesen sie sich als sehr sprachbegabt. Die raschen Fortschritte, die in der Erlernung der deutschen Sprache erzielt wurden, mögen die Ursache sein, dass manche jungen Leute ihre Fähigkeiten allgemein überschätzten und nicht begriffen, warum ihnen die eine oder andere Laufbahn, die sie ersehnten, verschlossen blieb.
Da war zum Beispiel Pal, geboren 1945. Wegen Erziehungsschwierigkeit konnte er nicht in der öffentlichen Schule belassen werden; nach Austritt aus der Heimschule erklärte er, Hochbauzeichner werden zu wollen, obwohl er gemäss Eignungsprüfung kein Talent und nicht die nötigen Voraussetzungen dazu hatte. Alle Vorstellungen und anderweitigen Vorschläge, die man ihm machte, blieben nutzlos. Pal begann eine Lehre, musste sie aber nach einem Jahr aufgeben. Seither verdient er sein Brot als Kellner; sein Lerneifer ist aber ungebrochen: er will im Abendtechnikum seinem Studium nachgehen.
Auch Laszlo, ein ehemaliges Sorgenkind, gibt sich mit dem mühsam erreichten Lehrabschluss noch nicht zufrieden und bildet sich in einem Fernkurs weiter. Am 6. Dezember 1956 war er, vierzehnjährig, in die Schweiz eingereist. Der St. Niklaustag brachte ihm das Geschenk der Freiheit und Sicherheit, gleichzeitig aber die Rute der Verlassenheit und Entwurzelung. Wie wehmütig mag es dem verwaisten Bürschchen in dieser Vorweihnachtszeit im fremden Lande zumute gewesen sein! Sein Transport wurde, da die Auffanglager in der Ostschweiz besetzt waren, nach Bière geleitet, wo eine erste Unterkunftsstelle in der Kaserne eingerichtet worden war. Bald fand er Aufnahme in einer Genfer Familie. Er verstand kein Wort französisch, besass dagegen schon einige Deutschkenntnisse, und da er sich in Genf unglücklich fühlte, wurde ihm eine Pflegefamilie in Zürich gesucht. Man schickte Laszlo in die Sekundarschule, und mit vereinten Kräften von Schüler, Lehrern, Pflegeeltern und Betreuerin erhielt er nach einem Jahr ein befriedigendes Abgangszeugnis. Was nun? Des Jünglings brennender Wunsch war, Pilot oder wenigstens Flugzeugmechaniker zu werden, aber leider entsprachen seine Fähigkeiten nicht den Anforderungen dieser Berufe. Ein grosses Werk für Fernmeldeinstallationen, das schon verschiedene Ungaren beschäftigte, erklärte sich bereit, Laszlo als Hilfsarbeiter einzustellen und ihn später, wenn möglich, in die Lehre zu nehmen. Nach einem Jahr wurde der Bursche Maschinenzeichner-Lehrling. Dank glücklicher Fügungen — oder anders ausgedrückt — dank des guten Kerns in Laszlo und viel Liebe, Verständnis, Geduld, pädagogischem Geschick, Vertrauen und Zeitaufwand von seiten der Arbeitgeber und Lehrmeister, der betreuenden Rotkreuzsektion, der «Schlummermutter» und der weiteren Umgebung gelang es dann tatsächlich, den schwierigen Jugendlichen bis zum Lehrabschluss zu lotsen. Nach bestandener Abschlussprüfung war Laszlo wie verwandelt. Ganz von selbst wurde er verantwortungsbewusster, ausgeglichener. Während man sich vorher alle Augenblicke in irgendeiner Weise mit ihm hatte befassen müssen — sei es, dass er im Betrieb Schwierigkeiten hatte, sei es, dass er zu viel Geld brauchte oder sonstwie festgefahren war — nun ging alles glatt, und wenn er sich jetzt hie und da wieder bei seinen ehemaligen Betreuern meldet, ist es nicht, weil er Hilfe braucht, sondern des freundschaftlichen Kontaktes wegen.
Maria kam aus Budapest. Ihr Vater hatte vor dem Krieg eine höhere Beamtenstelle bekleidet, was ihm beim neuen Regime keine Sympathien einbrachte, zumal die Familie an der Ausübung ihres katholischen Glaubensbekenntnisses festhielt. Die Kinder, ein Mädchen und ein Knabe,

wurden so sorgfältig als möglich erzogen und ausgebildet. Für Maria stand fest, dass sie studieren würde, sie wollte Aerztin werden. Die Schulen absolvierte sie spielend, sie durfte auch ins Gymnasium, was nicht selbstverständlich war; denn die Aufnahme hing nicht nur von den Schulleistungen ab. Im Frühjahr 1956 bestand sie die Maturität und die Zulassungsprüfung zur Universität. Aber welche Enttäuschung: sie wurde von der Kommission, der Professoren und Parteifunktionäre angehörten, «wegen Platzmangels» abgewiesen. Rekurse an die höheren Instanzen blieben erfolglos. Maria entschloss sich, eine praktische Arbeit anzunehmen; sie hoffte, dass ihr das den späteren Zugang zum Studium ebnen würde.

Inzwischen war es Herbst geworden. Es kam die Revolution, und nachdem diese mit fremder Hilfe erstickt worden war, musste befürchtet werden, dass die Aussichten sich nicht bessern würden. Da kehrte Maria ihrer Heimat den Rücken und flüchtete mit ihrem Bruder und einigen Freunden im Strome Zehntausender von Landsleuten nach dem Westen. Sie stand am Anfang des Lebens, sie wollte dieses Leben nicht in Zwang und ständigem Widerstreit ihres Gewissens mit der herrschenden Auffassung zubringen und dabei geistig verkümmern.

Schweizer Studenten, die bei Hilfsaktionen in Ungarn beschäftigt waren, hatten den jungen Leuten von ihrem Land erzählt, und so meldeten sich die Flüchtlinge zu einem Transport in die Schweiz. Mit ihrer Freundin zusammen fand Maria Aufnahme in einer Pfarrersfamilie in der Stadt. Da gab es allerhand zum Staunen und Sichwundern. «Wie unbequem das Bett ist!» dachten die Mädchen, als sie zum erstenmal in die Gastbetten schlüpften. Es waren zwar gute Matratzen, eine warme Wolldecke und ein weiches Federbett vorhanden, aber die zwei Leintücher, zwischen die sie sich legen sollten, waren ja so straff gespannt, dass man kaum atmen und sich rühren konnte! . . . Die Neulinge merkten bald, dass auch die Schweizer nicht in einer solchen Zwangsjacke schliefen, sondern das Oberleintuch nach Bedarf lockerten, wenn sie zu Bett gingen. In Ungarn kannte man diese Art des Bettmachens nicht, da sparte man sich das obere Leintuch und die Wolldecke. Die Hausfrau ihrerseits wunderte sich, dass Marias Waschlappen stets gleich trocken an seinem Haken hing; dabei war das junge Mädchen sehr reinlich und plätscherte gerne im Badezimmer. Es stellte sich heraus, dass Maria gewöhnt war, sich mit den Händen, ohne Lappen, zu waschen. Warum kompliziert, wenn es einfach auch geht?

Wenn man durch die Strassen schlenderte, lockte es aus allen Schaufenstern. Lebensmittel aller Art, Kleider, Stoffe, Schuhe in reicher Auswahl, Bücher, Gebrauchsartikel in hübscher Aufmachung und erst all die Luxusgegenstände und Delikatessen! Zu Hause waren viele dieser Dinge nicht erhältlich oder unerschwinglich teuer, manche wurden gegen Marken knapp zubemessen, vielerorts musste Schlange gestanden werden. Hier hastete die Menge unbeeindruckt an den Auslagen vorbei, andere traten in die Geschäfte, wählten, kauften, zahlten, ohne mit der Wimper zu zucken, bedient von aufmerksamen Verkäuferinnen. — Besonderen Eindruck machte auf die junge Ungarin ein Vorfall, den sie beobachtete, als sie etwa ein Jahr bei uns war. In ihrem Wohnquartier gab es eine Menge Tauben, die im Gebälk der in Jugendstil erbauten Häuser gute Nistplätze und in den umgebenden Gärten mit hohen Bäumen reichlich Futter fanden. So vermehrten sie sich stark, und an ihren Lieblingsrastplätzen wurden die Gebäude arg verschmutzt. Da erschien eines schönen Tages ein Polizist und schoss die Tauben ab. Ein Polizist, der seine Waffe auf harmlose Tauben, die Friedenstiere, anlegte, weil ein Hausbesitzer sich darüber ärgerte, dass die Vögel sein Haus verunzierten — wie anders hatte Maria den Einsatz von Polizisten und den Gebrauch von Waffen in Budapest erlebt!

Maria hatte das Glück, dass ihre Eltern aus Ungarn ausreisen und in die Schweiz kommen konnten, allerdings durften sie nur wenig Habe mitnehmen. Mutter und Vater fanden eine Stelle und eine Wohnung, und so war die Familie wieder glücklich vereint. Die Tochter studierte fleissig und konnte nach drei Jahren das Schlussexamen als Apothekerin ablegen, während der Bruder seine Schulung am Gymnasium beendete und später ein Stipendium für die Arztausbildung erhielt, die er bald abgeschlossen haben wird. Einer der Freunde ging ans Technikum und ist ein tüchtiger Architekt geworden. Seine Eltern und Schwiegereltern sind nun auch in unserem Lande.

Maria hat ihren Beruf nicht sehr lange ausgeübt, sie verheiratete sich mit einem Schweizer. Viele ihrer Bekannten haben einen schweizerischen Ehepartner gewählt. Die Ungarn haben zwar ihre Heimat nicht vergessen, ja zuweilen packt sie das Heimweh, und die ältere Generation lebt zu einem grossen Teil in den Erinnerungen an die schöne Vorkriegszeit, aber da das Schicksal sie ins Ausland geführt hat, haben alle tapfer einen neuen

Anfang gesucht. Sie wissen, dass sie das wahre Ungarn heute zwischen Neusiedlersee und Debrecen nicht finden würden. Die Schweiz ist kein Idealstaat, aber es ist doch eine Demokratie, in der man seine Meinung ungescheut äussern und ihr nachleben darf, in der man Bewegungsfreiheit und Glaubensfreiheit geniesst, in der der Lerneifer es zu etwas bringen kann, wo die Arbeit einen Sinn hat, wo sogar das Sparen einen Sinn hat. Die fremden Gäste haben sich angepasst, es herrscht eine friedliche, wenn auch nicht sehr enge Koexistenz. Wir wollen uns hier nicht über die Unterschiede im Charakter der Magyaren und Schweizer auslassen und auch nicht die besondere Situation des Flüchtlings untersuchen, Umstände, die so manche Reibereien auslösten. Wir wollen uns aber bei dieser Gelegenheit, da wir einen kleinen Rückblick vornehmen, fragen, ob wir den Menschen, denen wir eine neue Heimat versprachen, als sie 1956/57 aus Ungarn flüchteten, das gegeben haben, was sie erwarten durften.

Wie wir uns alle erinnern und wie aus den Berichten hervorgeht, wurden die Ungarn dank der Gebefreudigkeit der Bevölkerung und der Grosszügigkeit der Behörden freudig aufgenommen, mit allem Nötigen versehen und sehr rasch wirtschaftlich eingegliedert. Bei den Betreuern fanden sie Rat und Beistand, Sprachkurse wurden erteilt und Vereine gegründet. Man bemühte sich, die Heimatlosen, namentlich die Jugendlichen, an unserem gesellschaftlichen Leben teilnehmen zu lassen: sie wurden in Familien und zu Ferienaufenthalten eingeladen, in Vereine eingeführt.

Die erste Begeisterung verebbte jedoch schnell. Man sah, dass die «Freiheitskämpfer» keine Helden, sondern gewöhnliche Menschen waren und vor allem, dass sie eine andere Lebensart hatten. Nun begannen Kritik, Abwehr und manchmal sogar Feindseligkeit. Die Ungarn ihrerseits zogen sich auf ihre eigenen Kreise zurück. Sie waren enttäuscht darüber, dass die von den Schweizern anfänglich gezeigte Herzlichkeit und Grosszügigkeit offenbar einem Ausnahmezustand ihres Gemütes entsprungen war, der nicht anhielt. Etwa nach einem Jahr standen die gegenseitigen Beziehungen auf einem Tiefpunkt. Zu dieser Zeit kehrten manche Flüchtlinge nach Ungarn zurück. Nach und nach gewöhnte man

sich aneinander, und die recht zahlreichen Mischehen unter Schweizern und Ungarn zeugen davon, dass inzwischen ein normales Verhältnis zwischen den beiden Volksangehörigen erreicht worden ist.
Uns scheint, dass sich die überwiegende Mehrzahl der über 10 000 Aufgenommenen ehrlich Mühe gegeben hat, sich anzupassen und selbständig durchzubringen. Ein Rest Andersartigkeit wird immer bestehen bleiben; das ist nicht nachteilig. Freuen wir uns, dass wir in der Lage sind, Vertriebenen ein Asyl zu gewähren, benützen wir die Gelegenheit, in unserem abgeschlossenen Kleinstaat Angehörige einer andern Nationalität kennenzulernen, und lassen wir uns von den Ungarn sagen, was es bedeutet, die Freiheit zu verlieren.

Nicht untertänig der Weisung der Welt...

Gertrud von le Fort zum neunzigsten Geburtstag

Denn dies ist des Singenden Glanz und Ruhm:
Nicht anbefehlbar ist seine Stimme, nicht untertänig
Der Weisung der Welt, der kleinen des Tages,
Auch nicht der hohen der Liebe,
Auch nicht den sehnenden des eigenen Verlangens.
In unzerbrechlichen Ketten harrt er der klingenden Stunde,
Die da mit Flügeln bricht aus dem Unbekannten,
Mit Flügeln fällt sie ihn an, mit Flügeln hebt sie ihn auf,
mit Flügeln lässt sie ihn fallen,
Zurück ins Gefängnis der Ohnmacht . . .

Dichten ist Gnade! So wie Gertrud von le Fort ihr allen Stürmen und Anfechtungen standhaltendes Weltbild aus einem tiefen Glauben empfing, nimmt sie auch die Gabe des Dichtens als Zeichen der göttlichen Gnade an. Was verklärt durch den Glanz der hymnischen Form Gestalt gewann, findet, bezogen auf jede beispielhafte menschliche Tat schlechthin, auch in Betrachtungen mehrfach seinen Ausdruck, heisst es doch in dem vielbeachteten Buch der Dichterin «Die ewige Frau»: «Das Durchschimmern des göttlichen Schöpfungswillens und Schöpfungsaktes ist das eigentliche Kriterium jedes ganz grossen menschlichen Werkes und jeder ganz grossen menschlichen Tat.»

Dieser Grundüberzeugung entspringt ein zweiter Gedanke. Für Gertrud von le Fort ist die Frage nach einer christlichen Dichtung müssig; denn im Dichterischen an sich wohnt ein christliches Element. So wie sich im christlichen Bereich der Liebe die Zuwendung zum Verachteten und Hilfebedürftigen als Gebot aufdrängt, so folgt auch die Dichtung den Spuren der von der Welt Verstossenen: «Wem die Welt ihre Anerkennung versagt, den umschlingt die Dichtung, sie findet einen Zauber darinnen, sich dem Verfehmten zu widmen, das Verurteilte — auch das schuldhaft Verurteilte — auf seinem wirren Weg zum Abgrund zu begleiten, das Untergehende und Sterbende ans Herz zu nehmen . . . Dies aber bedeutet nichts anderes, als dass im Reich der Dichtung eine Umkehr der sonst in der Welt herrschenden Wertungen und Gesetze stattfindet — eine souveräne Umwertung. Sie liegt in derselben Richtung wie die, welche das Christentum vollzogen hat. Denn dieses, auf eine ganz einfache Formel gebracht, bedeutet doch die Anerkennung einer weithin gescheiterten und verlorenen Welt und zugleich die Liebe zu dieser gescheiterten und verlorenen . . . Auch im grenzenlosen Dunkel unserer eigenen Tage bekennt das Urgesetz der Poesie die adventliche Menschenseele: die